

Siebentes Kapitel.

„Tante Luise!“

„Was denn, Annie?“

Luise von Trebbin saß in Doktor Bergs Wohnung am Fenster und hielt das Kind auf den Knien. Annie hatte sich so dicht wie möglich an sie geschmiegt, so dicht an ihre Brust gedrückt, daß sie, wie sie sagte, Tante Luisens Herz klopfen hörte. Luise hielt sie fest mit ihren Armen umschlungen. Im Zimmer war es bereits dämmerig geworden; draußen war es bitterkalt. Ein strenger Winter mit Eis und Schnee war diesmal viel eher, als es der „hundertjährige Kalender“ angekündigt, ins Land gezogen.

„Tante Luise, glaubst Du, daß sie im Himmel auch einen Baum anzünden?“

„Ja, Annie, ganz gewiß. Die Engel müssen auch Weihnachten haben, und den schönsten Baum, den man sich denken kann, zünden sie da oben an. Denk' einmal, der Himmel ist ja so groß.“

„Ja aber, Tante Luise,“ Annie setzte sich auf und ihr forschend in die Augen sehend. „Onkel Paul hat gesagt, da oben wüchse alles aus den Wolken heraus, da würden nicht einmal die Stachelbeeren reif, da oben wüchse nichts Gescheides.“

Luiſe drückte ihren Kopf in Annies blondes Haar und lachte vor ſich hin.

„Annie, der Baum, den die Engel anzünden, wächst auch nicht im Himmel. Der iſt von der Erde.“

„Ach?“

„Ja. Denk' Dir einmal einen recht ſchönen Wintertag, Annie, ſo wie geſtern, wo wir zuſammen nach dem Fürſtenpark ſpazieren gegangen und die Bäume alle wie Landirt ausſahen.“

„Ja, Tante Luiſe,“ und die großen Kinderaugen hefteten ſich mit erwartungsvollem Ausdruck auf Luiſens Geſicht.

„Nun denke Dich einmal in einen Wald, einen rieſengroßen Wald, ſo wie der, den Du voriges Jahr mit Deinem Vater in unſerem Gebirge durchfahren. Da iſt ein Wintertag noch tauſendmal ſchöner als bei uns. Da ſieht der Schnee nicht ſchmutzig und trübe aus, wie hier, ſondern, bis ihn die Sonne ſchmilzt, bleibt er blendendweiß, ſo weiß wie Zucker, und jedesmal, wenn die Sonne darauf ſcheint, glitzert und funkelt er, als wenn tauſend Edelſteine darauf verſtreut wären. Und dann iſt es im Walde ganz ſtill, kein Lärm wie hier, denn kein Menſch geht im Winter durch den Wald, Annie, bloß die Hirſche und Rehe, die zum Förſterhaus gehen, um ſich ihr Futter zu holen. Unterwegs bleiben ſie dann oft genug ſtehen, machen den Hals lang und knabbern an den Baumzweigen; die armen Dinger ſind ſo ſchrecklich hungrig. Kein Vogel ſingt, Annie. Die Vögel ſind auch alle fort nach den Dörfern zu den Menſchen geflogen; nur manchmal ſetzt ſich eine dicke,

schwarze Krähe auf den Tannenaft, und dann flieht all' der Schnee in hundert Flocken zur Erde. Abends zieht der Vollmond auf. Hinter den Bergen kommt er in die Höh', eine große, goldglänzende Scheibe. Dann wird der Wald noch tausendmal schöner, Annie, dann sieht der ganz schneeweiße, totenstille Wald wie verzaubert und so feierlich aus, daß jeder, der ihn sieht, vor Rührung weinen möchte, und dann, Annie, schwebt in einer solchen Nacht leise, langsam eine Schar Engel vom Himmel herab, um sich den schönsten Baum im Walde zu Weihnachten auszusuchen. Ganz langsam, dicht am Monde, wo es am hellsten ist, teilt sich der Himmel, und sie kommen herangeschwebt, in langwallenden, weißen Gewändern. Sie halten sich alle an den Händen, denn die Engel haben sich untereinander sehr lieb und mögen sich nicht trennen."

"So lieb wie wir," sagte Annie überzeugt.

"Ja, Annie. Wie sie gerade unter dem Monde schweben, sieht's aus, wie eine weiße Wolke; aber je näher sie kommen, desto deutlicher kann man ihre Gestalten erkennen. Nun denkt man, sie flögen langsam. Aber das sieht nur so aus. In einer einzigen Nacht haben sie alle Tannenwälder der Erde durchflogen. Nun haben sie ihren Baum gefunden! den schönsten der ganzen Welt! Eine Riesentanne, Annie, so hoch fast wie ein Haus. Aber die Engel sind stärker, als wir meinen. Sie fassen ihn oben am Wipfel, ein paar an den mittleren Zweigen, und nun hebt sich der ganze Baum mit Wurzeln und allem langsam aus der Erde. Wenn er dann ganz

heraus ist, fassen ihn ein paar Engel am Fuße an, daß er kerzengrade in die Höhe steht; die anderen schweben, nun nicht mehr still, sondern singend und jubelnd um ihn herum, und so wird der wundervolle, grüne Baum von den Engelscharen gen Himmel getragen.“

„Ach,“ sagte die Kleine aufatmend, „da hat Mama ja einen viel schöneren Baum als wir.“

„Ja, Annie, und jeder Engel hat dann noch sein besonderes Bäumchen. Denk' einmal an das Lichtermeer im Himmel. Wie sie sie putzen, willst Du wissen? Ja siehst Du, ein Engel sammelt alle Sternschnuppen, die im ganzen Jahre fallen. Gerade, wenn wir denken, sie verlöschen, fallen sie ihm in den Schoß. Er bläst sie einmal an, und dann bleiben sie strahlend hell bis zum Weihnachtsfest.“

„Hast Du das alles gesehen, Tante Luise?“

„Nein, Annie. Wie kann ich? Ich bin nie im Wald zu dieser Zeit gewesen, kein Mensch. Aber wie oft habe ich vor Weihnachten schon die schnee-weiße Wolke am Mond vorüber schweben sehen.“

Annie war übergücklich, wenn sie solche Geschichten hörte, die ihr das Leben der Mutter „dort oben“ schilderten und die ihr niemand so zu erzählen verstand, wie „Tante Luise.“ Es war, als wenn der Geist des Kindes mit aller Sehnsucht danach trachtete, sich von der Existenz der Verstorbenen eine klare Vorstellung zu machen.

„Tante Luise, Deine Mama ist auch tot?“

„Ja, Annie.“

„Glaubst Du, daß sich die beiden Mamas im Himmel lieb haben?“

„Ganz gewiß. Und sie freuen sich, wenn sie uns hier zusammen sitzen sehen.“

„Tante Luise, möchtest Du Deine Mama noch haben?“

„Ja, Annie, ja!“

Das klang wie ein leidenschaftlicher Aufschrei. Eine verzweifelte Sehnsucht drückte sich in den Worten aus, die das Kind nicht fassen konnte, nicht verstand. Was wußte es von dem namenlosen Verlangen, das Luise jetzt manchmal pachte, am Herzen einer Mutter zu ruhen? Aber die Thränen, die nun aus Luisens Augen hervorbrachen, die konnte Annie begreifen, sich umwendend und auf ihrem Schoß knieend, schlang sie stürmisch die Armchen um ihren Hals und suchte sie mit den süßesten Schmeichelworten zu trösten.

Die beiden waren unzertrennlicher denn je. Luise konnte ohne Annie nicht mehr existieren. Wenn sie das Kind auf den Knien hielt, hatte sie Ruhe vor den quälenden Gedanken. Das Kind stand außerhalb des Ganzen, hatte mit den Personen, die sie fortwährend beschäftigten, nichts zu schaffen. Im Verkehr mit ihm, trat sie sozusagen in eine andere Welt ein, wo sie, falls sie den Ansprüchen des Kindes gerecht werden wollte, sich ganz in sein Empfinden und Denken hinein versetzen mußte. Annies Fragen brachten die Stimmen in ihrem Innern zur Ruhe, zwangen sie, sich mit ganz anderen Dingen, als Steffens und Cilli zu befassen. Das reine, von der Welt gänzlich unberührte Geschöpf entzog sie der

Wirklichkeit; es hätte ebenso gut ein Engel vom Himmel zu ihr heruntersteigen können. Annie war „ihr Engel“ geworden, nur daß er nicht fortwirkte in ihrem Geist, er ihr nur solange Ruhe gab, als sie ihn auf den Knien hielt. Und wie die Kleine lieblosen konnte! Wie sie es verstand, wenn Luise ernst dreinschaute, sie nach wenig Minuten ganz zu sich hinüberzuziehen! Und Annies Liebkosungen thaten ihr wohl, so wohl wie früher diejenigen Cillis.

Das war nun anders geworden. Wenn Cilli sie jetzt in die Arme nahm, herzte und küßte, ward sie ein bedrückendes Gefühl nicht los, das Gefühl solcher Liebe unwert zu sein. Schuldig ohne eine Schuld begangen zu haben!

Sie hatte seit jenem Nachmittag jede Gelegenheit mit Steffens allein zu sein vermieden. Er beachtete sie in Cillis Gegenwart kaum, würdigte sie kaum eines Wortes, und jedesmal ging sie darauf mit einem jammervollen Gefühl im Herzen nachhaus, sich elender fühlend denn je. Das letzte Mal hatte sie sich sogar — warum wußte sie nicht — auf ihr Bett geworfen, geweint und geschluchzt.

Die Besuche bei Schönborns waren für sie, wenn sie Steffens dort traf, eine Höllequal, und wenn er nicht da war, horchte sie angstvoll und erregt auf jeden Klingelzug, jede Stimme, die von außen hereindrang, ob er nicht doch noch kam. Sie wollte ihn nur einmal sehen, nur den Blick auffangen, den er ihr jedesmal zuwarf, wenn er zur Thür hereinkam.

Eins nur tröstete sie dabei: Liebe konnte das nicht sein! Unmöglich! Liebe war nicht mit so quälenden, jammervollen Empfindungen verbunden. Wenn sie ihn liebte, meinte sie, würde sie ihn nicht mit solcher Angst vermeiden, würde nicht, als ihr Cilli noch einmal seine Begleitung angeboten, dieselbe in fast beleidigender Weise abgelehnt haben. Sie hatte es ihm am Gesicht abgelesen, daß sie ihn gekränkt, und dies Bewußtsein hatte sie abermals nicht zur Ruhe kommen lassen. Wenn es keine Liebe war, was war es sonst?

Kein Mensch konnte ihr hierbei helfen und raten, auch nicht die, die es am besten mit ihr meinten: ihr Vater, Cilli, Paul und Tante Cäsar. Keiner! Manchmal war dem armen gequälten Ding zu Mut, als hätte sie ein grausames Geschick mitten im Meer auf einer wüsten Insel ausgesetzt, allein, ohne eine Seele, einen Menschen, mit dem sie sprechen, dem sie sich anvertrauen konnte. So mutterseelenallein hatte sie sich noch nie gefühlt, das hatte sie noch nicht gewußt, daß es Momente im Leben giebt, wo uns auch die liebsten, treuesten Menschen mit ihrer Hilfe im Stich lassen.

„Das ist Papa,“ sagte jetzt Annie aufhorchend.

Im Augenblick, als Doktor Berg zur Thür hereintrat, stand Luise auf und ließ das Kind von ihrem Schoß herabgleiten. Als er die hohe Gestalt, vom Licht abgewandt, am Fenster stehen sah, ging er eilig auf sie zu und machte ihr, ehe er das Kind begrüßte, eine etwas linkische, respektvolle Verbeugung.

„Guten Abend, Annie.“ Die kleine Hand ver-

schwand ganz in der großen des Mannes. Dann sagte er, nachdem er das Kind geliebkost: „Es ist sehr freundlich, Fräulein von Trebbin, daß Sie sich des Kindes so annehmen. Sie glauben nicht, wie dankbar ich Ihnen bin.“

„Sie brauchen mir das nicht so hoch anzurechnen,“ erwiderte Luise, das Kind wieder an der Hand haltend, „in meine Liebe mischt sich ein gut Teil Egoismus. Ich kann ohne Annie nicht existieren. Wenn ich Annie etwas bin, so vergilt sie mir's unbewußt in vollstem Maße. Was ist das für ein Verdienst, wenn ich Menschen, die ich liebe, Gutes erweise?“

Während sie mit Annies Vater sprach, war der weiche Ausdruck aus ihrem Gesicht gewichen. Die herbe, schroffe Art, die sie oftmals in ihrem Verkehr mit Erwachsenen annahm, trat deutlicher hervor. Nicht, daß sie Verg damit beleidigte! Ihr zurückhaltendes Wesen ihm gegenüber gefiel ihm viel besser, als das zuvorkommende, liebenswürdige der heiratsfähigen Damen seines Kreises. Ihr Ablehnen seines Dankes erklärte er sich für Bescheidenheit, und daß sie ein gutes Herz hatte, sein Kind zum Gehorsam ihm gegenüber anhielt, wußte er aus Annies Erzählungen. Er sah Luise immer nur so vor sich, wie sie ihm das Kind schilderte.

„Es ist nicht recht, Fräulein von Trebbin, daß Sie jeden Dank abweisen. Was wäre aus Annie geworden, jetzt, da meine Cousine fort ist, um den Haushalt ihres verwitweten Schwagers zu führen und ich stets so mit Arbeiten überhäuft bin. Sie thun wahrhaftig Samariterdienste an uns.“

„O, da sei Gott vor,“ und sie lachte leicht auf, „ich bin alles, nur keine Samariterin. Meine Liebesdienste sind sehr unvollkommener Natur. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß, wenn ich fremdes Unglück aus voller Seele mitempfinden kann, mir jegliche Fähigkeit abgeht, mich an fremdem Glück zu freuen. Man hat mir einmal gesagt, dies sei die niedrigste Art Tugend, eine Tugend, die man selbst bei Tieren beobachtet haben will. Sie sehen, wie gering meine Leistungen anzuschlagen sind.“

Wenn Luise mit Berg zusammen war, hatte sie in letzter Zeit immer das Bestreben sich schlechter zu machen, als sie war, sich als eine gleichgültige, kalte Natur hinzustellen, aus Angst, er könne bei ihr wärmere Gefühle voraussetzen, könne sich verleiten lassen einmal um ihre Hand anzuhalten, denn sie glaubte ein tieferes Interesse seinerseits bemerkt zu haben und wollte ihm die Enttäuschung ersparen, die ihm ihre Weigerung bereiten würde.

„Ich käme nicht zu Annie, wenn es mir nicht Bergnügen machte. Ich thue nur, was mir Bergnügen macht. Ich bin nicht imstande Geschöpfen, die mir gleichgültig oder unangenehm sind, einen Dienst zu leisten. Ich bin Egoist im wahrsten Sinne des Wortes. Annie zerstreut mich. Ich wollte, ich könnte sie mit mir nachhaus nehmen. Wir hatten hier zusammen Schularbeiten gemacht. Annie meinte, Sie würden erst spät zurückkommen.“

„Ja, ich glaubte es auch. Aber die Konferenz war eher zu Ende.“

„Geben Sie Annie für den zweiten Feiertag

Urlaub, um mit mir zu Tante Cäsar zu gehen?"

"Gewiß, gewiß." Er dienerte und fuhr sich verlegen mit der Hand über seine blonde Haarmähne. "Sie haben jetzt viel zu thun, Fräulein von Trebbin?"

"Ja, ziemlich. Papa hat endlich zugegeben, daß ich noch einigen Kindern Privatunterricht erteile. Es ist mir sehr angenehm; wenn man arbeitet, braucht man nicht zu denken."

"Entschuldigen Sie, das ist in diesem Falle paradox."

"Aber heut ist's zur Wahrheit geworden, sehen Sie, wir unterhalten uns im Hamletstyl. Ich wollte nur sagen, daß mir die Arbeit alberne Gedanken vertreibt, die mich vielleicht plagten, wenn ich müßig ginge. Ich verspreche Ihnen, in den Ferien so oft ich kann nach Annie zu sehen. Sie haben ja auch ein sehr nettes Mädchen, das gut für sie sorgt. Ich will noch einiges mit ihr besprechen."

Nun aber muß ich wirklich fort, es ist höchste Zeit."

Nachdem sie Annie geküßt, Berg leicht die Hand gereicht, verabschiedete sie sich.

Als Luise fort war, setzten sich Berg und Annie zu Tisch, und bis die Kleine zu Bett ging, bildete, wie fast alle Abende, Luise von Trebbin den Gegenstand der Unterhaltung.

Bald darauf war Weihnachtsabend, und wie sonst umstanden die drei Menschen, Trebbin mit seinen Kindern, den brennenden Baum. Luise hatte ein Kleid und ein Zehnmarkstück von ihrem Vater bekommen, Walter ebenfalls einige nützliche Dinge.

Nachher hatte man das Mädchen hereingerufen, damit sie sich auch an dem Baum erfreue und ihr Geschenk in Empfang nehme. Um zehn Uhr trennte man sich wie gewöhnlich. Ein freudloses Fest!

Luiſe freute ſich nie darauf. Ihr Vater meinte jedesmal, es ſei Unſinn einen Baum anzuzünden, er habe nichts darunter zu legen, und die Lichter beſtrahlten die eigene Armſeligkeit nur noch heller. Ein Baum ſei für lachende, ſingende Kinder, nicht für alte Menſchen. Trotzdem hatte Luiſe doch wieder ein Bäumchen für Walter und das Dienſtmädchen gepuſt. Ihr war's unſagbar gleichgültig, in dieſem Jahre gleichgültiger denn je.

Sie hatte vor einigen Tagen einen ernſtlichen Streit mit ihrem Vater gehabt. Trebbin war von dem alten Steffens bei irgend einer geſchäftlichen Zuſammenkunft, ohne daß dieſer es beabſichtigt hätte, beleidigt worden. Nichts leichter als Trebbin zu beleidigen! Zuhaus hatte er ſich Luſt gemacht über die „geldſtolzen Kerls,“ die ihren Reichtum nur dem Schweiß der armen Leute verdankten.

Er wollte nicht, daß Luiſe weiter in dem Haus verkehre; zudem würde ſie nur Vergleiche anſtellen mit ihrer eigenen Armut. Nun war von einem eigentlichen Verkehr zwiſchen Luiſe und dem Haus Steffens garnicht mehr die Rede. Die einzige Einladung Lottens, die noch erfolgt war, hatte Luiſe abgelehnt; aber Vorſchriften ließ ſie ſich, was ihren Verkehr betraf, nicht machen. Sie würde thun, was ſie wollte und trat nun mit der größten Wärme für die Familie Steffens ein.

Das nahm Trebbin, mißtrauisch wie er war, persönlich: er wisse schon, daß Luise immer die Leute in Schutz nehme, die ihn beleidigten und so weiter.

Luise reizte dies noch mehr, als sein Ausfall gegen Steffens. Dieses ewige Mißtrauen! Dies Mißtrauen, das ihr schon so manche Stunde verbittert, das manchen Freund von seiner Schwelle vertrieben, und vor allem ihm selbst so gründlich sein Leben vergällte. Nicht einmal gegen seine Kinder konnte er es bei Seite lassen.

Da Luise und ihrem Vater unter anderen Erbfehlern der Trebbins auch ihr eisenharter Kopf zu Theil geworden, gingen die beiden Menschen, obwohl jedes darunter litt, tagelang um einander herum, ohne mehr als das Notwendigste zu sprechen, bis sie sich, zur Not ausgeföhnt, unter dem Baum zusammenfanden.

Am ersten Feiertag trippelte Cilli erregt durch alle Stuben und lief von einem Fenster zum andern, bis ihr Vater, der lesend an seinem Schreibtisch saß, endlich ruhig sagte:

„Na, Cillichen, was giebst denn? Du bist ja heut ganz außer Rand und Band. Wenn Du auch von einer Stube in die andere läufst, Luise kommt darum keinen Augenblick eher. Da scheint sie ja eben das Gartenthor aufzumachen.“

Ja da war sie. Cilli flog hinaus ihr entgegen. „Weiß Gott, wenn es der Liebste wäre, sie könnt' ihm nicht schneller entgegengehen, das närrische, kleine Ding.“

„Erst wollen wir aber Kaffee trinken, Kinder. Ich bin wirklich hungrig geworden.“

„Ja, und dann wird Luischen bescheert,“ sagte Cilli, geschäftig einen Stuhl herbei tragend und sich neben Luise setzend. „Ich kann es wirklich nicht erwarten, Papachen; beinahe freue ich mich heut noch mehr als gestern Abend.“

„Nun seht mir einer den Rindskopf an,“ er blickte zärtlich zu seiner Tochter hinüber. „Dabei bekommst Du nichts, Luischen, als ein paar Marzipanwürste. Laß Dir nicht von der Cilli den Kopf verdrehen. Nicht wahr, Frauchen?“

„Frau Schönborn rührte in ihrer Kaffeetasse, und aufsehend, nickte sie freundlich zu ihrem Mann und Luise hinüber. „Wer weiß, Männchen, ob wir mit unserem“

Da schnitt ihr Schönborn, mit der flachen Hand auf den Tisch schlagend, die Rede ab: „Das weiß der Teufel, wenn es um den Puzkram geht, können die Frauensleute nie den Mund halten.“

Ein lautes Gelächter antwortete ihm von Frau und Tochter.

O weh! Nun hatte er das Schwagen verhindern wollen, und sich selbst verschnappt. Indessen trug dies nur dazu bei, die Heiterkeit zu erhöhen.

„Onkelchen, woher kommt's eigentlich, daß mir immer so wohl in Deiner Nähe wird?“

„Das weiß ich nicht, Luischen. Da mußt Du meine Frau fragen,“ sagte Schönborn, sich eine Cigarre anzündend, und sich dann wieder behaglich in seinen Stuhl zurücklehrend, „der geht's ebenso. Wie der Frau wohl wird, wenn sie in meiner Nähe ist, das glaubt kein Mensch.“

„Ja Luischen. Ich wollte, Du bekämst einmal einen solchen Mann, wie meinen guten Alten.“

„Siehst Du, das mein ich auch. Nur muß er mehr Geld im Beutel haben, als ich damals. Ich wollte, ich könnte Dir mal einen recht reichen, flotten Kerl verschaffen. Wie wär's zum Beispiel mit dem Landrath von Bernt, der uns neulich Besuch machte, als Du da warst?“

„Ach geh Papa. Der mit seinem Ansat zum Schmeerbäuchlein! Der ist mir für Luischen nicht schön genug.“

„Na ja, so seid Ihr, habt immer an den Männern etwas auszusetzen, die uns gefallen! Es kann doch nicht jeder so schlank und gerade gewachsen sein, wie Steffens. Übrigens ist der Landrath ein Verwandter von ihm. Wie wär's, wenn wir uns hinter Steffens steckten?“

„Onkelchen, Du wolltest mir ja von Eurer italienischen Reise weitererzählen. Am Comersee waren wir stehen geblieben.“

„Da hast Du recht, Luischen, also am Comersee.“

Und nun begann er zu erzählen. Er erzählte keinem Menschen so gern von seinen Reisen, wie Luise. Niemand verstand mit solcher Andacht zuzuhören, wie sie. Wenn auch manchmal ihre Gedanken abschweiften, — Onkelchen Schönborn erzählte nicht so amüsant wie Steffens — so sah's doch immer aus, als wenn sie von dem Gesagten kein Wort verlöre.

Als die beiden Mädchen aufgestanden waren, sagte er tief befriedigt, den Arm um die Taille seiner

Frau legend: „Wenn Du mir Luischen zum Kaffee einlädst, so ist mir das lieber, als eine große Gesellschaft. S' ist ein zu nettes, kluges Kind.“

Luiſe war außer ſich vor Freude über das große Geſchenk: ein crêmeſarbenes Seidenkleid, das, wie Schönborn ſagte, er ihr eigentlich für ſich geſchenkt habe, und noch vierzig Mark, mit denen ſie das Macherlohn beſtreiten ſollte. Sie wurde nicht müde ſich zu bedanken, und Schönborn ſtand ſchmunzelnd dabei und dachte bei ſich: Nun ſoll mir einmal einer ſagen, daß Geld nicht glücklich mache, daß es nicht eine der angenehmſten Beigaben im Leben ſei. Wie anders ſoll man den Leuten, die man lieb hat, eine Freude machen.

„Und ich gehe mit Dir zur Schneiderin, Luischen,“ ſagte Cilli, „und laſſe Dir zwei Taillen machen, eine hohe, und eine ausgeſchnittene für unſern Ball, an dem Du die Schönſte von allen ſein mußt, eine mit ſüßen kleinen Ärmeln, daß man Deine wundervollen Arme ſieht,“ ſetzte ſie naiv hinzu.

Tags darauf ging Luiſe ſchon um drei Uhr von Hauſe fort, um Annie abzuholen, und dann mit ihr zu Tante Caſar zu gehen. Als ſie am Haus ankam, ſtand die Kleine, an der Hand ihres Vaters, ſchon wartend vor der Thür.

Er wird doch nicht mitgehen wollen, um heut einen Beſuch bei Tante Caſar zu machen, von dem er ſchon immer geſprochen hatte, das wäre ſchrecklich, dachte Luiſe.

Er riß den Hut vom Kopf und ſagte: „Entſchuldigen Sie, Fräulein von Trebbin, daß ich mit

dem Kinde hier warte," er sah ihr augenblicklich an, daß ihr dies nicht recht war, und wurde demzufolge verlegen; „aber das Mädchen ist aus, und ich wollte Ihnen die häßlichen Treppen ersparen. Nicht wahr, Annie?“

„Was brauchen Sie sich darum zu entschuldigen?“ erwiderte Luise lachend, und wie er ihr freundliches Gesicht sah, hellten sich seine Züge auch auf, „es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir den kleinen Weg haben sparen wollen. Aber nun komm, Annie, sag' dem Papa adieu. Leben Sie wohl Herr Doktor.“

Sie ging mit dem Kinde fort. Traurig und enttäuscht sah er hinter ihnen drein.

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.“ Wie freundlich sie ausah, als sie das sagte. Sie wird sich gar nichts dabei gedacht haben; aber es klang so hübsch, und sie vermöhte ihn nicht mit solchen Aussprüchen. Er hatte ihr alles Mögliche sagen wollen, sich den ganzen Tag auf den Augenblick gefreut, wo er Luizens Gestalt würde um die Ecke biegen und auf sein Haus zukommen sehen.

Den ganzen Tag! Und nun war die kurze Zusammenkunft schon vorüber. Er seufzte auf, und in einiger Entfernung hinter den beiden herschreitend, war er ganz zufrieden, wenn er nur ab und zu Luizens Gestalt unter den Menschen austauschen sah. Es war ja sein Kind, das sie da an der Hand hielt!

Das kleine Händchen, das eben noch in seiner Hand geruht, lag nun in der ihrigen, würde ihm heut Abend lieblosend über's Gesicht streichen. Das erfüllte

ihn, wie er hinter den beiden dreinschritt, mit Seligkeit und frohem Hoffen. Durch das Kind bestand jetzt schon eine Zusammengehörigkeit zwischen ihnen. Das Kind würde eine Brücke von einem Herzen zum andern bauen. Wenn sie das Kind noch einmal zusammenführte, sie eins würden in dem Kinde.

War es recht, daß er, kaum ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, sich in Gedanken fortwährend mit einer anderen beschäftigte?

Annies Mutter war seit der Geburt des Kindes fortwährend leidend, ihr Tod als eine Erlösung zu betrachten gewesen, und doch hatte er, so oft sie davon gesprochen, sich nie an den Gedanken ihres Todes gewöhnen können, an den Gedanken eine andere zum Weibe zu nehmen.

Nun stand „die andere“ wachend und träumend vor ihm, ein Weib, das sich, noch ehe er's recht gewußt, durch die Liebe zu seinem Kinde in sein Herz gestohlen, ein Weib, das die Verstorbene mit Entzücken begrüßt haben würde, um der Liebe willen, die sie zu dem Kinde im Herzen trug.

Er konnte keine bezahlte Fremde ins Haus nehmen; es war nicht leicht für Annie jemand Passendes zu finden, und vor allem fehlten ihm die Mittel, um eine Dame zu engagieren, die seinen Wünschen entsprochen hätte. Das Kind war in der Obhut des zuverlässigen Mädchens vorläufig besser aufgehoben, als in der irgend einer Fremden.

Wie jemand finden, dem sich Annie so hingeben wie Luise? Die einzige, die ihre wirkliche Mutter sein konnte war die, die sie jetzt schon mit

faßt mütterlicher Liebe umgab. Das waren Bergs Trostgründe, wenn er sich je einmal über seine Liebe zu Luise Vorwürfe machte.

Mit einem Ausruf des Entzückens trat Annie an Luisens Hand in Frau Cäsars Wohnzimmer ein. Gab's etwas Behaglicheres? Die Wintersonne schien hell hinein, spielte um die Bilder an der Wand, ließ all' die kleinen, goldenen Fähnchen am Christbaum noch einmal so hell erglänzen, daß sie vor Behagen ordentlich knisterten und begeisterte die Kanarienvögel zu den schönsten Liedern; es war ein Geschrei und Gezwitzcher, daß man sein eigenes Wort kaum verstehen konnte. Auf dem Tisch, der mit einer schneeweißen Serviette bedeckt war, brodelte und sang die Kaffeemaschine und duftete Tante Cäsars Weihnachtsgebäck Annie gar lieblich in das Näschen, sich mit dem feinen Wohlgeruch eines Räucherpulvers vermischend, das Tante Cäsar eigens verfertigte.

Mit einem Satz war Annie auf Paul, der lesend am Fenster saß, zugeprungen. „Ist's aber heut bei Euch schön, Onkel Paul!“

Er hob sie in die Höhe. „Als ob's das nicht immer wäre! Aber gelt, nicht immer ist Weihnachten, und nicht immer steht solch' ein Teller mit Backwerk auf dem Tisch, Du Naschkatze!“

„Ja, Onkel Paul,“ und sie schnubberte mit dem Näschen in die Luft.

„Und beschert möchtest Du auch etwas haben, nicht wahr?“

„Ach ja, ach ja!“ Sie klatschte in die Hände

und tanzte um Paul herum, „schenkst Du mir auch was, Onkel Paul?“

„Es ist fabelhaft, Luise, was Du aus dem Kind gemacht hast! Was das früher für einen trübseligen Eindruck machte.“

Sie strich ihm lächelnd mit der Hand übers Haar. „Da habt Ihr auch ein gutes Teil dazu beigetragen.“

Jetzt kam Tante Cäsar mit einem zweiten Teller Backwerk zur Thür herein und begrüßte die beiden herzlich.

„Mamachen, wer soll denn das alles essen? Das bringt ja nicht einmal Annie fertig.“

„Sieh nur acht, wie schnell das verschwinden wird.“

„Ja, und morgen liegt die ganze Gesellschaft krank im Bett. Wann bescheren wir Annie?“

„Jetzt, Tante Cäsar, jetzt! Sieh' mal, wie schön die Sonne auf das Bäumchen scheint und wie die goldenen Nüsse alle blitzen! Geht das zu essen?“ Sie hielt eine in der Hand und sah fragend zu Paul hin.

„Nein, Annie. Nichts von all' dem geht zu essen.“

„D!“ rief sie sehr enttäuscht.

„Na, wir wollen mal sehen, was sich thun läßt. Jetzt, Augen zu!“

Mit seinen langen, hageren Händen bedeckte er des Kindes Augen. Als sie sie wieder öffnete, fand sie unter dem Bäumchen ein liebliches, weißes Pelzbaret, einen eben solchen Muff und ein Märchenbuch von Paul. Annie war strahlend.

„Nimm mich, Onkel Paul, nimm mich, bitte, bitte! Ich kann mich sonst nicht ordentlich bedanken!“

Der junge Riese, der das Verlangen des kleinen Dinges, das wie ein Zwerg zu ihm empor sah, sehr begreiflich fand, hob sie in die Höhe und ließ sich abküssen. Bei der kleinen, dicken Tante Cäsar war es mit weniger Schwierigkeiten verknüpft.

Während die Kleine still am Kaffeetisch sitzen mußte, machte sie ihrem Vergnügen durch ein fortwährendes Baumeln der kleinen Beine Luft.

„Annie, heut bauen wir aber einen Schneemann im Garten, einen ganz brillanten Kerl.“

„Ach ja, Onkel Paul, und dann setzen wir ihm einen Hut auf, den Cylinder, den Du neulich aufhattest.“

„Es'ist wirklich reizend! Was sagst Du dazu, Luischen? Dies noble Angstrohr, mit dem ich demnächst mein Assessorexamen zu bestehen denke, soll ich dem Schneemann aufstülpen.“

„Na, schaden könnte es nichts, wenn Du Dir einen neuen Hut kauftest.“

„Was Du immer hast, Luischen! Nichts ist Dir elegant genug!“

„Ja, ich mag's gern, wenn auch ein Mann viel auf seinen Anzug hält. Ich halte nicht jeden für einen Gecken, der sich gut anzieht.“

„Ja, nicht wahr, wie zum Beispiel Steffens?“

„Gewiß! Machst Du's ihm zum Vorwurf, daß er immer elegant aussieht? Ich finde es ganz natürlich.“

„In diesem Fall ich auch. Er macht nicht den Eindruck eines Gecken. Sein Anzug paßt zu seiner Person. Ob Cilli glücklich mit ihm werden wird?

Ich denke mir, er wird sich jedenfalls noch in den Weihnachtsfeiertagen erklären."

"Was geht mich das an!"

Paul betrachtete sie erstaunt. „Was Dich das angeht?"

„Ja," sagte sie ungeduldig, „ich kann Dir doch auch keine Bürgschaft für ihr Glück leisten."

„Steffens macht einen sehr anspruchsvollen Eindruck."

„Meinst Du, daß Cilli dem nicht genügen kann?"

„Na, Kinderchen, zankt Euch nicht noch zum zweiten Feiertag. Annie, Du kannst keinen Schneemann bauen."

„Warum nicht, Tante Cäsar?"

„Du mußt heut nachmittag mit mir zu Frau von Gain gehen, der alten Dame, die in unserer Nähe wohnt. Sie möchte Dir gern einen kleinen Spaß machen."

Annie kannte die Dame nicht, aber selbstverständlich interessierte sie die Sache höchlichst. „Hat sie mich sehr lieb?" Diese paar Worte dienten als Einleitung zu den unglaublichsten Fragen; am liebsten wäre sie gleich auf und davon.

„Siehst Du, ich sag's ja," meinte Paul, „die Annie ist entschieden eine Don Juan-Natur. Kaum taucht eine neue Erscheinung auf der Bildfläche auf, kehrt sie den alten schnöde den Rücken. Das hat sie von Dir, Luise."

Nach dem Kaffee ward Annie auf ihren Wunsch mit Tante Cäsars Geschenk herausgeputzt, und die beiden gingen seelenvergnügt mit einander ab.

„Nun wollen wir's uns aber gemütlich machen, Luischen. Mir fehlt geradezu etwas, wenn ich eine Zeitlang nichts von Deinen barocken Ansichten habe zu hören bekommen. Das ist die Würze meines Lebens,“ setzte er in gutmütig spöttischem Ton hinzu.

„Du wirst Dich täuschen, wenn Du denkst, daß ich Dir heut den Gefallen thue. Komm, setz' Dich hier in den bequemen Lehnstuhl am Fenster; das ist ja doch Dein Lieblingsplatz, Du fauler Mensch. Du zündest Dir eine Cigarre an, und ich bin, trotz Deines Spottes gutmütig genug, mich hier zu Dir in den Schaukelstuhl zu setzen.“

„Ganz wie ein Ehepaar.“

„Ja! Schade, daß wir keins sind. Wir würden nach Deiner Ansicht mit unserer ruhigen, behaglichen Liebe gewiß ungemein glücklich werden.“

„Ja, das meine ich auch. Wenn man sich aber so genau kennt, wie wir beide, heiratet man sich nicht mehr. Ein paar Überraschungen will man doch in der Ehe noch zu erwarten haben. Weißt Du übrigens, daß Frau von Hain an Dir und dem Kinde einen wahren Narren gefressen hat? Sie erklärte neulich meiner Mutter, daß sie Dich für kalt und hochmütig gehalten habe, von ihrer Meinung aber gänzlich ab gekommen sei, seit sie Dich einigemal mit dem Kinde beobachtet habe und immer mit ihm gehen sähe.“

„Ich weiß wirklich nicht, Paul, was Ihr immer für ein Aufhebens von meiner Liebe zu dem Kinde macht. Es wird mir das nachgerade langweilig. Ich habe neulich schon Annies Vater gesagt, daß ich keinen Dank beanspruchte und verdiente. Wenn Annie

ein häßliches, unangenehmes Kind wäre, würde ich mich im Leben nicht um sie bekümmern und wenn sie zehnmal ihre Mutter verloren hätte. Zudem beruht hier alles auf Gegenseitigkeit. Annie bringt meine aufrührerischen Gedanken zur Ruhe, hat tausend Aufmerksamkeiten für mich, die ich entzückend finde. Kein Mensch giebt sich solche Mühe mich zu trösten, wenn ich einmal ein mürrisches Gesicht mache. Kein Mensch! Ich weiß, daß ich dem Kinde alles bin. Es gehört mir. Ich habe es so an mich gefesselt, daß es mich womöglich mehr liebt, als seinen eigenen Vater. Ich muß etwas haben, das in mir lebt und aufgeht," sagte sie leidenschaftlich.

"Und Gilli?"

"O, Gilli, siehst Du, das ist etwas anderes. Wie ich sie liebe, weißt Du; aber ich darf da nicht beanspruchen, den ersten Platz in ihrem Herzen einzunehmen. Der kommt doch vor allem Steffens zu."

"Ich weiß schon, das liegt in Eurer Familie, daß Ihr jeden Dank ablehnt und Euch schlechter macht, als Ihr seid. Dein Vater, der das beste Herz hat, ist ebenso. Fang' Du nur auch noch an, Dich den Menschen gegenüber als eine kalte, gefühllose Person hinzustellen."

"Man braucht ja auch nicht jedem seine Gefühle auf dem Präsentierbrett entgegenzubringen. Um auf Annie zurückzukommen; weißt Du, wie total sie mich verändern kann? Sie macht mich fromm."

"Ist das bei Dir nötig?"

"Vielleicht. Ich gehe jetzt kaum mehr in die Kirche. Damals, als ich zwei Jahr die Konfirmanden-

stunde bei Pastor Stiller besuchte, da war ich fromm oder hielt mich dafür. Keine lernte die Sprüche so wie ich. Keine ging so viel zur Kirche. Denke Dir, mit siebzehn Jahren war ich damals fest überzeugt, abgeschlossen zu haben mit der Welt und allem Verlangen. Abgeschlossen zu haben mit etwas, was ich garnicht kannte! Mit siebzehn Jahren, dieser Wahn! Das ist nun alles verflogen. Ich mag wohl auch zu denen gehört haben, die den Pastor mehr liebten, als den lieben Gott.“

„Luiſe, das ist wieder einmal einer Deiner berühmten Aussprüche, hahaha,“ und er schlug sich vor Vergnügen auf die Kniee. „Setzt sehe ich im Geiste die alten Betischwestern an mir vorüberziehen, die zweimal des Sonntags zu Pastor M. in die Kirche laufen, den lieben Gott zu verehren meinen und dabei alle nur in ihren Pastor verliebt sind, den letzten Mann, der ihnen treu geblieben. Also Annie macht Dich fromm?“

„Ja, denn wenn ich sie auf meinen Knieen halte, ihr all' die Geschichten von den Engeln, dem lieben Gott und dem Leben ihrer Mutter im Himmel erzähle — was meinst Du, Paul — da glaub' ich's selber, glaub' jedes Wort, was ich da sage, und mir wird so fromm und unschuldig zu Mut, daß ich mir selbst wie ein halbes Kind vorkomme. Freilich, schon wenn ich nachhaus gehe, denke ich darüber nach, was die Kleine sagen würde, wenn ich schlecht genug wäre, ihr plötzlich zu erzählen, daß die Glieder ihrer toten Mutter unter der Erde lägen, verwesten und verfaulten, daß es da oben möglicherweise gar keine

Engel gäbe, daß nach dem Tode vielleicht alles aus sei. Wer soll es wissen? Ist es recht, daß wir in unserer Kindheit belogen und betrogen werden, um dann einmal ein ganz abscheuliches Erwachen zu haben? Du siehst also, um mein Christentum ist es augenblicklich schlecht bestellt.“

„Und hast Dich doch neulich so bewundernd über Anna Richter ausgesprochen, die Diaconissin geworden?“

„Ja, weil ich finde, daß es für eine Frau, die keine Ausichten hat, sich zu verheiraten und die keine anderen Verpflichtungen zurückhalten, der edelste Beruf ist. Aber ich weiß, daß ich nie im Leben Kraft und Lust hätte, ihn auszuüben. Ich habe in mir ein solch intensives Grauen vor allen von Leiden und Krankheit verunstalteten Menschen, vor allem, soll ich's nur ehrlich sagen, was häßlich und schrecklich anzusehen ist, daß ich mich von den Unglücklichen abwenden würde. Dazu packt mich ein solcher Jammer. Das Herz schnürt sich mir zusammen. Ich würde wahnsinnig werden, wenn ich das immer mitansehen müßte. Ich weiß, wie mir's geht, wenn ich einmal so etwas zu sehen bekomme; ein so jammervolles Gefühl übermannt mich, daß ich im selben Moment selbst alle Lust am Leben verliere, und dann fange ich an, mit Gott zu hadern.“

„Seltsam,“ sagte Paul, der sich diese ‚gemütliche Unterhaltung‘ eigentlich anders gedacht, aber nun doch gefesselt war, „seltsam, daß Du das bei Deinem starken Willen nicht solltest überwinden können.“

„Hab' ich den, Paul? Manchmal weiß ich's selbst nicht. Die Versuchung ist noch nie an mich herangetreten. Du hast ja selbst einmal gesagt, ich

hätte meine Kräfte noch nie ganz erproben, noch nicht wissen können, was ich über mich vermag."

"Und davor soll Dich, wenn ich's auch gesagt habe, der Himmel bewahren."

"Das weiß ich nicht. Ich möchte einmal etwas erleben, das mich aufrüttelte."

"Versündige Dich nicht."

"Das sagt Deine Mutter auch immer. Ich muß wohl ein sehr sündhaftes Geschöpf sein."

"Nein, nicht mehr und nicht weniger als alle leidenschaftlichen Naturen. Aber Du weißt nicht, was Du sprichst. Es könnte Dir gehen, wie dem Zauberlehrling: Herr, die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los."

Bei diesen Worten überkam sie plötzlich eine innere Angst; eine unklare Ahnung kommenden Elends, und nach einigen Minuten, während der sie trüb vor sich hingesehen, sagte sie: "Du hast recht, Paul, es war albern, was ich da sprach, und unüberlegt, wie manches, was ich sage."

"Weißt Du, Luischen, daß ich glaube, Berg interessiert sich für Dich? Es ist nur so eine Ahnung."

"O nein, das glaube ich nicht, will's wenigstens nicht glauben. Das sollte mir leid thun. Ich möchte nicht gern in die Lage kommen, ihm einen Korb geben zu müssen. Er mag ein ausgezeichnete Mensch sein; aber auf mich übt er auch nicht die geringste Anziehungskraft aus. Er hat nicht eine einzige Eigenschaft, die mich fesseln, hinreißen, in die ich mich verlieben könnte. Keine! Er ist nie über seine vier Wände herausgekommen. Brav und bieder

wie er ist, weiß er nicht mehr vom Leben, als ich selbst.“

„Du kennst ihn ja garnicht genug, um das beurteilen zu können. Berg hat zu den Menschen gehört, über die Du Dir nach dreimaligem Sehen schon ein Urtheil gebildet. Du weißt, wie oft sich das schon hinterher als falsch erwiesen.“

„Mag sein. Ich habe mich auch nie eingehend mit ihm unterhalten. Er lockt mich nicht im mindesten dazu. Wir würden gleich aneinander geraten — wir sind grundverschieden — oder ich würde mich zum Sterben langweilen, wenn er seine hausbackenen Ansichten auskramte. Nimm einmal einen Mann wie Steffens.“

„Nimm mir's nicht übel, Luise, aber das ist etwas stark. Wie kannst Du zwei solche Gegenätze zusammenbringen? Berg ist aus einer kleinen Beamtenfamilie, hat sich von Anfang an plagen müssen, hat kaum je etwas anderes gesehen, als sein Schulzimmer und höchstens unser Gebirge, kurz und gut, hat einen Lebenslauf geführt, wie die meisten anderen Menschen auch. Steffens ist im üppigsten Reichthum aufgewachsen, ist von Kind auf jedenfalls gerade so vermöhnt worden, wie jetzt, denn er ist ein famoser, liebenswürdiger Kerl, den jeder gern haben muß, der ihn nicht beneidet. Das hat sein Selbstbewußtsein schon von vornherein gründlich gestärkt. Dazu bewegt er sich fortwährend in der Gesellschaft, führt das Leben eines eleganten Sportsman, macht die schönsten Reisen, hat die halbe Welt gesehen, wo er, dank seinen Verbindungen, wieder in den besten Kreisen zu-

tritt hat. Den Teufel auch! Ein solcher Mensch, falls er noch, wie Steffens, ein gutes Äußere hat, muß ja ein höchst gewandter, anziehender Kerl werden, der den Weibern die Köpfe verdreht und seine Unterhaltung amüsanter zu machen weiß, als zum Beispiel Berg. Der wird erst in der Ehe reißfren, als Courmacher nicht. Was soll er da mit seinem steifen, soliden Wesen? Ihr wißt's ja nicht, daß die schlechtesten Courmacher die besten Ehemänner abgeben. Ihr wollt immer angebetet sein! Angebetet! Dieser Blödsinn! Das ist auch so eine von Eueren Schrullen! Die Schwerenöter, die Euch ein Wippchen vormachen, die beten Euch an. Die braven Kerle lieben Euch. Du kannst Bergs Vorzüge garnicht schätzen, bist noch viel zu unreif dazu."

"Du bist ja äußerst galant. Im großen Ganzen magst Du recht haben. Wenn Du mir aber die Wahl liebest zwischen dem Tod und einer Ehe mit Berg, ich glaube beinahe, ich wählte den Tod. Ich kann auch mein Leben noch nicht abschließen. Wenn ich ihn nähme, schloße ich ab. Jetzt habe ich es noch in meiner Hand, bin noch frei, immer noch in Erwartung dessen, was es mir bringen kann."

"Siehst Du, Luise, so bist Du. Einmal thust Du, als wenn Du nichts mehr vom Leben zu erwarten hättest, und dann brich't's immer gegen Deinen Willen durch, daß Du eigentlich das anspruchsvollste Geschöpf unter der Sonne bist. Im übrigen hat mich Dein lebhafter Widerwille, Dich an Berg zu binden, stutzig gemacht. Da könnte man beinahe ein anderes Interesse voraussetzen. Beruhige Dich, ich

kann Dich mir auch nicht als Bergs Frau denken," sagte er, die Asche von seiner Cigarre abstreifend, „aber so übel ist er doch nicht, wenn er auch Deinen Anforderungen nicht entspricht. Eins glaube mir. Der Ehemann fällt oft ganz anders aus, als Ihr ihn in Eueren Träumen gesehen, und das ist meist Euer Glück, denn der praktische, brave Kerl, der nun auf einmal in Person vor Euch steht, und Euch seinen Arm zur Stütze fürs Leben bietet, ist jedenfalls bedeutend brauchbarer, bietet eine bessere Garantie für eheliches Glück, als diese romanhaften Schwerenöter und eleganten Cavaliere, die Euch in Eueren Mädchenträumen behellicht haben. Glaube mir's, Berg ist ein solcher kreuzbraver Kerl, dazu gut wie ein Kind und tüchtig in seinem Fach. Ich prophezeie ihm noch einmal eine ganz passabele Karriere. Du solltest einmal von den anderen hören, wie sie in seinen Kreisen Jagd auf ihn machen, so wie sie seiner habhaft werden, zur Freude seiner jüngeren Kollegen, die garnicht begreifen können, wie schlau er allen Schlingen zu entgehen weiß. Ich bin überzeugt, eine kluge Frau könnte noch etwas aus ihm machen. Was hat er denn von dem kranken, elenden Wurm gehabt?"

„Du bist ja ganz aufgeregt, Paul.“

„Ja, weiß der Teufel," sagte er, ärgerlich in seinem Stuhl hin- und herrückend, „was mich anspornt, hier für Berg eine Pauke zu halten. Es ist zwecklos, und ich hoffe, er bekommt noch einmal ein tüchtiges Mädchen zur Frau, das ihn besser zu schätzen weiß, als Du.“

„Das will ich auch wünschen,“ sagte sie trocken, stand auf, sah eine Weile durch das Fenster in den Garten hinaus und fuhr dann, sich über die Schulter zu Paul wendend, fort: „Ich mag ihn nicht, und wenn er ein noch so braver Ehemann würde. Ich will lieber mit einem ‚romanhaften Schwerenöter‘,“ und sie lachte leise, „unglücklich, als mit dem da glücklich werden. Ich will heraus aus den drückenden Verhältnissen, will nicht aus einer dritten Etage in die andere, von Armut zu Armut kommen. Ach, Annie!“

Annie stürzte mit einer Puppe im Arm ins Zimmer.

„Tante Luise, sieh mal die wunderschöne Puppe,“ und dieselbe an beiden Händen fassend, tanzte sie mit ihr im Zimmer herum, um sie dann wieder in ihre Arme zu nehmen und zärtlich abzuküssen. „Sieh doch, sieh doch!“ Sie hob sie zu Luise empor, „gieb ihr einmal, ein einziges Mal einen Kuß!“

„Wir müssen fort, Liebling, es ist höchste Zeit, schon längst sechs Uhr vorbei.“

„Soll ich Dich begleiten, Luise?“

„Wo denkst Du hin, Paul? Ich gehe immer allein; so spät ist es auch noch nicht. Zudem kommt Dein Freund, um mit Dir, wie Du gesagt, zu ‚ochsen‘, bitte, bleibe hier.“

Und nachdem Frau Cäsar diesmal einen noch zärtlicheren Abschied als sonst von ihren beiden Gästen genommen, stimmte sie auf Luise ein wahres Loblied an, in dem sie, wie Paul sagte, alle Männer mit ihrem Fluch bedrohte, die deren Reize nicht ganz anerkennen würden.

Es war bitterkalt — der Schnee knirschte selbst unter Annies kleinen Füßen — aber wunderschön. Annie meinte, heut Abend könnten die Engel auch vom Himmel herunterkommen, um sich einen Baum zu holen, der Vollmond könnte ihnen gut den Weg zeigen.

„Sollen wir noch einen Umweg machen, Annie?“

„Ja, Tante Luise, wohin willst Du?“

„Ja, wohin?“ Sie überlegte einen Augenblick. Sie möchte so unsagbar gern nur ein einziges Mal an dem Haus vorübergehen, wo Steffens wohnt. Wie sie dazu kam, wußte sie selbst nicht. Wer giebt sich über solche Wünsche, die plötzlich in uns aufsteigen, Rechenschaft? Nach ein paar Minuten Nachdenkens ward das unbestimmte Verlangen, das sie eben noch empfunden, zur zwingenden Notwendigkeit, nun mußte sie an dem Haus vorbei, mußte! Es gab ja gar keinen Grund, warum sie es nicht thun sollte.

Was wollte sie dort? Garnichts, nur das Haus, das sie seit jenem Nachmittag nicht betreten, einmal wiedersehen! Vielleicht, daß sie erleuchtete Fenster sah! Vielleicht, daß Steffens am Fenster stünde! Nein, darum war es ihr nicht zu thun — sie erschraf vor dem Gedanken — wahrhaftig nicht. Nur einmal dort vorbeigehen! Der Umweg war garnicht so groß, wenn man von Tante Cäsar kam.

Als sie an dem Haus anlangte, war es finster. Die Stores waren wie immer heruntergelassen, die hohen Spiegelscheiben glitzerten bläulich in dem kalten, grellen Mondlicht. Einen Augenblick blieb sie an der Gitterthür stehen und blickte in den Garten hinein; das Haus kam ihr unbewohnt und fremd vor,

als wenn sie an den Menschen da drinnen gar keinen Anteil hätte. Enttäuscht ging sie weiter. Sie bereute es längst, daß sie hierhergekommen. Sie hätte sich den unangenehmen Eindruck, das wehleidige Gefühl ersparen können.

Um Annies Willen nahm sie jetzt einen andern Weg, den sie selbst, im Grunde genommen, nicht gern ging, aber sie konnte auf diese Weise ein ganzes Stück abkürzen. Das Kind vor allem langte viel eher zuhause an; auch war ihr nur eine einzige Querstraße, in die sie eben jetzt einbog, um sie schnell zu durchheilen, wirklich unangenehm. Die an und für sich ganz unbelebte Straße lag in der Nähe einer der Hauptstraßen, so daß manchmal allerlei Volk, das sich da herumtrieb, auch hierher seinen Weg fand.

Auf einmal hörte sie jemand dicht hinter sich herkommen; sie blieb stehen, um den Betreffenden vorbei zu lassen, da hörten die Schritte auch auf; als sie sich umwandte, war er verschwunden und hatte sich augenscheinlich in einem Hause versteckt. Nun ward ihr in der stillen Straße, die heute am Weihnachtsfeiertag noch unbelebter dalag als sonst, unheimlich zu Mut; so schnell sie konnte, ging sie weiter. Gleich darauf hörte sie abermals die Schritte immer näher kommen, vernehmlich sprechen, freche Worte, die sich alle auf sie bezogen. Die nervöse Erregung, in die sie anfangs das Geräusch der Schritte versetzt hatte, steigerte sich nun zur höchsten Angst. Wenn sie lief! Aber das würde ihn nur anreizen, hinter ihr herzu-
stürzen, sie zu fassen, und Annie war auch am Ende mit ihren Kräften. Sie fing an zu weinen und zu

jammern: „Ich kann nicht mehr, Tante Luise, kann nicht mehr.“

„Nur noch ein paar Schritte,“ keuchte sie mühsam hervor und riß sie mit sich fort.

Wenn sie nur einen Moment ruhen, sich an einen der Laternenpfähle anlehnen könnte! Wie die Hetzjagd bis zuletzt aushalten? Es waren kaum einige Minuten vergangen; ihr schien es eine Ewigkeit. Ihre Kniee zitterten, als wenn sie zusammenbrechen müßte. Der Atem versagte ihr, ihr Herz klopfte so, daß sie es bis in den Hals herauf zu fühlen vermeinte. Den Kopf vorgebeugt, Annies Hand so fest haltend, daß sie sie fast erdrückte, stürzte sie weiter. Nun war er schon wieder so nahe, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, und nun — war es Wahrheit oder ihre erregte Phantasie — fühlte sie sich am Kleid erfaßt.

In dem Augenblick sagte Annie: „Da, Tante Luise, da!“ selbst so atemlos, daß sie nicht mehr herausbrachte. Luise blickte auf und sah sich auf der andern Seite der Straße eiligen Schrittes einen Mann entgegen kommen. Ohne sich zu besinnen, stürzte sie über den Fahrweg auf ihn zu: „Bitte, beschützen Sie uns!“

Sie stand vor Steffens. Im ersten Augenblick hatte sie ihn, besinnungslos vor Angst, garnicht erkannt. Nun lief ein Zittern über ihren Körper, und sie schauerte wie im Frost zusammen, alles nur die Nachwirkung der ausgestandenen Angst, denn der Blick, mit dem er sie betrachtete, die Freude, die aus seinen Augen bligte über diese unerwartete Begeg-

nung, sah sie nicht. Sie wandte sich mechanisch um, ihren Verfolger anzusehen; es war ein stämmiger Kerl, den niederen Ständen angehörend.

Als Luise zu Steffens hintrat, stutzte er einen Moment, blieb dann einige Schritte von den beiden stehen und erging sich in frechen Reden: er solle ein andermal auf seine Liebste besser acht geben, dann brauchten sie andere Leute nicht nachhaus zu bringen. Steffens trat so dicht vor ihn hin, daß er einen Schritt zurückwich; Luise erschrak töblich. Wenn sich der Kerl, durch seine Verfolgung in erregten Zustand versetzt, auf ihn stürzte! Sie wußte nicht, ob die schlanke Gestalt Steffens seiner riesigen widerstehen könnte.

„Machen Sie augenblicklich, daß Sie von hier fortkommen, oder . . .“

Der Mensch sah, wie Steffens Finger nervös am Griff seines Spazierstockes spielten, sah, wie er sich sichtlich Mühe gab, sich nicht von der Wut hinreißen zu lassen, ihm mit dem Stock eins über den Kopf zu geben und schob brummend und fluchend ab; er wolle ihn mit seiner . . . es war eine gemeine Bezeichnung für das Wort „Liebste,“ allein lassen. Ein paar Leute, die jetzt aus dem Haus traten, vor dem sie standen, hörten es und sahen sich nach Luise um. Sie war dunkelrot geworden.

Steffens trat nun wieder zu ihr, und nachdem er einen ernsten Blick auf sie geworfen, sagte er langsam, als wenn ihm der Atem die Stimme versetzte, denn die Erregung über das unvermutete Wiedersehen mit Luise machte sich jetzt erst fühlbar.

„Gestatten Sie, daß ich Sie jetzt nachhause begleite, Fräulein von Trebbin, daß wir jetzt zusammen unseren Weg fortsetzen?“

Das war leichter gesagt als gethan. Das Gehen wurde für Luise plötzlich eine Riesenarbeit. Ihre Füße waren wie Blei, ihr Körper zitterte noch dermaßen vor Erregung, daß sie der Herrschaft über ihre Glieder nicht mächtig war. Sie mußte anhalten; er blieb augenblicklich mit stehen und sah besorgt auf sie herab.

„Bitte, nehmen Sie meinen Arm,“ und da sie es nicht von selbst that, faßte er ihre Hand und zog den Arm in den seinigen.

Sie ließ es ohne Widerstand geschehen. All' ihr Sinnen und Denken ging unter in dem Entzücken, der Freude, die sie nun empfand, als sie sich zum erstenmal im Leben auf seinen Arm stützte. So stark und mächtig war dies Gefühl, daß sie wie betäubt und sprachlos neben ihm herschritt. Daß sie die ganze Nacht so wandern könnte, ohne ein Wort zu sprechen, allein selig durch das Bewußtsein an seiner Seite zu gehen! Was sollte sie reden? Worte würden sie nur aufwecken, aufrütteln aus dem traumhaften Zustand, in dem sie ein Befriedigtsein, ein Sichgenügen sondergleichen überkommen hatte. Und sie hatte nichts dazu gethan, mit ihm zusammen zu kommen! War unschuldig daran, ja, mußte Gott danken, daß sie ihn getroffen hatte. Der Zufall hatte sie zusammengeführt, das Schicksal! Wer sollte es wissen? Genug, daß sie zusammen waren! Nachdem sie eine Weile stumm nebeneinander hergegangen

waren, auch nicht von Annie in ihren Gedanken unterbrochen — die Gegenwart des Fremden hatte sie einschüchtert — sagte Steffens:

„Sie sollten im Dunkeln nicht allein nachhaus gehen, Fräulein von Trebbin.“

„Es ist mir noch nie im Leben etwas zugestoßen,“ und sie schauderte zusammen bei dem Gedanken an die ausgestandene Angst.

„Nein, noch nie! Aber einmal geschieht es doch, wie Sie eben gesehen haben. Was wäre geworden, wenn ich nicht zur rechten Zeit zu Ihrem Schutz gekommen? Gott sei Dank, daß ich kam!“

Luiſe warf ihm einen kurzen Blick zu. War das wirklich Georg Steffens, der da so tief ernst sprach?

„Ich kann mich nicht abholen lassen, ich habe niemand. Ich komme im Winter immer allein nachhaus, wenn ich nachmittags Stunden gegeben habe. Unser Mädchen steht mir nicht immer zur Verfügung.“

Sie hat niemand! Ein paar Damen aus der Gesellschaft fielen ihm ein, häßliche, unscheinbare Geschöpfe, die, sowie die Dämmerung eintritt, keinen Schritt ohne den Diener gehen dürfen, und diese junge, bildschöne Geschöpf läuft abends allein durch die Straßen, dem ersten Besten preisgegeben.

„Ich habe Ihnen noch nicht gedankt. Was werden Sie von mir halten, daß ich es bisher vergessen?“

„Ja, danken Sie mir einmal, Fräulein von Trebbin. Ich bin neugierig, wie Sie das machen werden; Sie haben sich mir gegenüber noch nie in der Lage befunden. Es wird Ihnen schwer werden, gerade mir zu danken.“

Sie sah zu ihm empor und sagte schüchtern, eine ganz andere als sonst:

„Sie halten mich für undankbar? Ich kann's Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen heut abend war. Sie haben keinen Begriff, welche Angst ich ausgestanden.“

„Für undankbar? Oh, nicht im mindesten, wahrhaftig nicht. Aber zwischen uns beiden besteht ein etwas eigenartiges Verhältnis, das mir schon viel zu denken gegeben hat. Warum muß ich überhaupt an Sie denken?“ sagte er mißmutig, und gleich darauf leichthin: „Wissen Sie, daß ich mir zum Dank eine Vergünstigung ausbitten könnte? Ich habe heut abend ein gewisses Anrecht auf Sie, bilde ich mir ein,“ und da er fühlte, daß ihm ihr Arm entschlüpfen wollte, hielt er ihn mit einem Druck des feinen fest, „oh, fürchten Sie nichts. Ich bin Ihnen gegenüber ganz verzweifelt bescheiden. Ich begnüge mich mit einem Blick. Warum sehen Sie mich jetzt nicht an? Ich weiß, daß wenn ich mit Ihnen und Cilli zusammen bin, ich albernes Zeug rede, bloß damit Sie mich ansehen sollen, wie damals am ersten Tage, wie damals als ich sang. Ich weiß, daß ich die ganze Zeit fieberhaft auf einen Blick von Ihnen warte.“

„Bitte, lassen Sie uns etwas schneller gehen, Herr Steffens.“

„Nein,“ sagte er fest, und ihre Bitte hatte nur den Erfolg, daß er seinen Schritt noch verlangsamte, „nein, Sie werden nicht schneller gehen. Etwas will ich wenigstens für meinen Ritterdienst haben. Ein solcher Abend kommt nicht wieder, im Leben nicht.“

Luiſe zermartete ſich ihr Hirn, um irgend ein gleichgültiges Geſprächsthema aufzufinden. Es gelang ihr nicht.

Wie er vorhin in befehlerifchem Tone zu ihr geſprochen, überkam ſie jenes ſüße Gefühl, das jede Frau überkommt, wenn der Geliebte zum erſtenmal ſein Recht ihr gegenüber geltend macht, ſie zum erſtenmal ihren Willen dem ſeinen unterordnen muß, zum erſtenmal eine Ahnung in ihr aufdämmert, daß ſie fortan „ſein Geſchöpf“ ſein ſoll.

Annie war unterdeſſen, die Puppe im Arm, ernſthaft neben Luiſe hergeſchritten. Manchmal war ſie ein paar Schritt vorgelaufen, hatte Steffens, der ihr augenſcheinlich gut gefiel, ins Geſicht geblickt, um ſich dann wieder hinter Luiſe zu verbergen, vergebliches Bemühen ſich bemerklich zu machen, bis Steffens ſagte:

„Was iſt das für ein niedliches Mädchen, das Sie da an der Hand führen? Sag, wie Du heißt, Kind.“

„Annie Berg,“ ſagte ſie ſchnell, lief wieder vor und ſah ihm mit ihren großen Kinderaugen voll ins Geſicht.

„Haſt Du Tante Luiſe ſehr lieb, Annie?“

„Ja, und Du mußt ſie auch lieb haben; ſie iſt ſehr gut.“

„Du mußt ſie auch lieb haben,“ das klang aus Annies Mund ſo einfach und ſo ſelbſtverſtändlich, als ob gar kein Hindernis beſtände, gar kein Widerſtand möglich wäre. „Du mußt ſie auch lieb haben.“ Wenn Steffens in dem Moment, da Annie die Worte ausgeſprochen, nicht ſo verzweifelt ernſt zu Mute

gewesen wäre, hätte er laut über sie lachen mögen; aber nun war ihm auf einmal, als sei ihm sein Schicksal aus diesem Kindermund verkündigt worden.

Luiſe war über dieſe Worte tödlich erſchrocken. Nach einer Weile ſprach Steffens: „Hören Sie, was das Kind ſagt?“

Er neigte ſich zu ihr herab, ſo tief, daß ſie ſeinen Atem zu ſpüren meinte.

„Annie, Du mußt nicht ſo ſprechen.“

„War's nicht recht, Tante Luiſe?“

„Ja Annie, ganz recht, und wenn wir das nächſte Mal zuſammen ſein werden, erzählſt Du mir viel von Tante Luiſe und alles was Du weißt, hörſt Du?“

Er ſprach, als wenn von einer dritten abweſenden Perſon die Rede wäre.

„Hier ſind wir an Annies Haus angekommen,“ ſagte Luiſe, die der Gedanke, ſich jetzt von dem Kinde zu trennen, im höchſten Grade aufregte, „ich danke vielmals für Ihre Begleitung, ich muß Annie heraufbringen und kann dann allein nachhaus gehen.“

„So begleiten Sie das Kind, Fräulein von Trebbin, und ich warte hier auf Sie. Ich denke nicht daran, Sie allein nachhaus gehen zu laſſen. Ich warte ganz beſtimmt auf Sie,“ als ſie nochmals Einwendungen machte, „und wenn Mitternacht heran kommen ſollte. Ich kann mir nicht denken, daß es Ihnen angenehm ſein ſollte um Mitternacht allein mit mir nachhaus zu gehen.“

In dem Augenblick kam das Mädchen von Bergs aus dem Haus. Luiſe übergab ihr das Kind.

„Gute Nacht, Annie.“

Sie neigte sich herab. Das Kind streckte seine Armchen nach ihr aus, reichte ihr den Mund hin und ließ sich küssen.

„Gute Nacht, Tante Luise.“

„Gute Nacht, und grüße den Papa.“

Das hatte sie noch nie im Leben gesagt; heut that sie's zum erstenmal, als wenn ihr das Georg gegenüber eine Art Schutz gewähren sollte. Steffens, der Luise nicht aus den Augen gelassen, gab Annie freundlich die Hand. Dann gingen die Zwei zusammen weiter. Luise hatte, um von Annie Abschied zu nehmen, Steffens Arm losgelassen und ging nun frei neben ihm her. Auf einmal, Steffens wußte selbst nicht wie, kam ihm sein Freund Salbern in den Sinn, wie er ihn gestern Abend mit einem Mädchen an seiner Seite an sich hatte vorüberhuschen sehen. Was für ein Unterschied ist für die Leute, die jetzt vorüberreiten in der Dunkelheit zwischen Luise und ihr? Wieviele solche Paare gehen abends durch die Straßen der Stadt! Man könnte denken, daß die neben ihm herschreitende Frau seine Geliebte wäre. Wie sie da neben ihm, anscheinend willenlos einherging, gerade so als wenn sie zu ihm gehörte, kam ihm die Idee, daß er wirklich ein Anrecht auf sie habe, wahr und glaubwürdig vor, aber nur solange er geradeaus gesehen und nicht in das blasse, ernste Gesicht. Wie er es jetzt wieder betrachtete, schien es ihm mit einmal einen kalten, herben Ausdruck zu tragen. Seine erregte Phantasie, der er sich eben noch rückhaltslos hingeegeben, hatte ihm eine ganz andere Luise

von Trebbin vorgezaubert. Wie konnte er so wahnfinnig sein, nur einen Moment jenen Vergleich mit Salbern zu ziehen! Die Luise von Trebbin, mit der er sich eben noch in Gedanken beschäftigt, war so grundverschieden von der wirklichen, daß, als er frei von seinen Träumen, seine Blicke wieder auf ihr ruhen ließ, sie ihm im ersten Augenblick eine gänzlich Fremde erschien.

„Warum haben Sie den Vater des Kindes grüßen lassen, Fräulein von Trebbin?“

Bei ihren Worten hatte ihn eine Eifersucht gepackt, deren er nicht Herr werden konnte.

„Weil das Kind keine Mutter mehr hat.“

„Gehen Sie oft zu ihm, ich meine zu dem Kinde?“

„So oft es mir beliebt.“ Seine Art zu fragen empörte sie.

„Ja natürlich, und da sehen Sie sich alle Tage,“ sagte er grollend „und der Mann ist bis über die Ohren in Sie verliebt, muß es sein, wenn er Sie mit dem Kinde sieht. Sie sind bestrickend, wenn Sie mit dem Kinde sprechen und es küssen. Wenn Sie wüßten, wie Ihnen das Weiche, Frauenhafte ansteht!“

Sie sah zu ihm auf. Wie er nervös mit den Zähnen an der Oberlippe nagte! Wie tief die Falte zwischen den beiden Augenbrauen war!

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Oder wollen mich nicht verstehen!“

„Ich möchte Sie bitten das zu vergessen, was Sie gesagt haben, wie ich es auch vergesse. Hier bin ich zuhaus. Nochmals vielen Dank.“

„Noch ein paar Schritte!“ sagte er erregt, „lassen Sie uns zusammen gehen. Noch ein paar Schritte!“

„Nein, es ist zu spät.“

„Hören Sie mich an! Ich möchte nicht, daß wir wie immer im Groll von einander scheiden. Ich möchte um alles in der Welt, daß Sie mich das nächste Mal freundlich ansähen. Soll ich so albern sein und nochmals auf meinen Anspruch auf Dank pochen?“

„Bitte,“ und ihre Augen hefteten sich mit flehentlichem Ausdruck auf sein Gesicht, „bitte, lassen Sie mich nachhaus gehen. Ich muß nachhaus“, sagte sie angstvoll aufatmend.

„Nun, dann geben Sie mir wenigstens die Hand, aber bitte nicht mit dem Nebengedanken wie damals, daß es nichts zu sagen habe.“ Leben Sie wohl.“ Er neigte sich um einen Kuß darauf zu drücken, ging die Straße herauf, und ehe er sich's versah, war er wieder an der Stelle angelangt, wo er Luise getroffen.

Oben in ihrer Wohnung angekommen, nachdem sie in wilder Hast die Treppen emporgestürzt, eilte Luise in ihr Schlafzimmer. Das Gesicht in beide Hände bergend, die Ellbogen aufs Knie gestützt, saß sie eine Weile ohne sich zu regen, in der finstern, kalten Stube. Was soll aus mir werden? Ich muß fort! Ich kann nicht mehr hier bleiben! Das waren die einzigen Gedanken, die ihr klar vor der Seele standen, die sie fassen konnte. Sie sprang auf, und die beiden Handflächen fest aneinander pressend, ging sie erregt im Zimmer auf und ab. Das war nicht

Liebe! Ein so jammervolles Gefühl kann nicht mit Liebe verbunden sein! Aber freilich, wenn sie liebte, übte sie Verrat an Cilli. Das änderte die Sache gewaltig. Verrat an Cilli! Wieder setzte sie sich und stierte wie im Traum vor sich hin. Das war kein Vergehen gegen den ersten, besten Menschen. Das hieß der die Treue brechen, deren ganzes Streben, Sinnen und Denken darauf gerichtet war, sie glücklich zu sehen, der, die ihr damals zuerst das Geheimnis ihrer Liebe preisgegeben, weil sie ihr traute wie sich selbst, deren Seele vor ihr dalag wie ein aufgeschlagenes Buch. Wie mußte der beschaffen sein, der dies reine, hingebende Geschöpf verraten konnte? Ach was! sie ist glücklich gewesen von Anfang an. Einmal will ich auch glücklich sein! So? Und darum streckst du gierig die Hände aus nach dem, was dir nie zukam und mißbrauchst ihr Vertrauen? Psui! Wie oft hast du deinem Vater sein Mißtrauen gegen die Menschen vorgeworfen! Was wohl dein Vater zu deinem Unrecht sagte, er, der sich lieber die rechte Hand abhauen würde, ehe er an einem Freund, der es treu und redlich mit ihm gemeint, Unrecht that? Was wohl Paul sagen würde, der Cilli auch so lieb hatte und jeder andere, der noch ein Verständnis für Pflicht und Ehre hatte? Ja, selbst Tante Cäsar, die in ihrer Gutmütigkeit oft so nachsichtig war, würde den Kopf schütteln und sagen: „Ei Luise, das hättest Du nicht thun dürfen. Den Steffens, an dem Cilli mit ganzer Seele hing, hättest Du ihr nicht nehmen sollen. Das bricht ihr das Herz, das überlebt sie nicht.“ Nein, sie würde es nicht überleben.

Ich bin stärker als sie, ich muß sehen, daß ich mit mir fertig werde. Aber ich kann nicht fort, wie ich zuerst gewollt. Ich muß ihn wenigstens sehen. Ich will nichts thun, kein Wort zu ihm sagen. Aber sehen muß ich ihn! Was kann ich dafür, daß wir uns lieben? Steffens hat sein Wort noch nicht gegeben. Er ist frei! Frei? das sagst du? du hast's gewußt, daß er Cilli liebte, ehe du ihn gekannt, wußtest von ihr selbst, daß sie ihn mehr liebte, als ihr Leben. Er hat es auch Cilli bisher nicht glauben gemacht, daß seine Liebe nachgelassen. Er hat sich mehr um sie bemüht denn je, hat dich in ihrer Gegenwart kaum beachtet. Ja, weil er noch seine Gedanken vor ihr verbergen wollte, weil ihm seine Liebe noch nicht klar war, weil er sich selbst betrog, sich selber glauben machen wollte, er liebe sie noch. Er ist frei! Vor dem Gesetz mag er's sein, denn niemand kann ihn zwingen, Cilli zum Weibe zu nehmen. Aber solche Fälle entscheidet nicht das Gesetz. Die entscheidet das Gewissen. Hundertmal hast du dich an Cilli schon vergangen, nicht mit Worten und Thaten, aber mit Gedanken und Blicken. Mit den Gedanken, die ewig bei Steffens weilten! Mit den Blicken, die ihn fieberhaft suchten! Großer Gott, und ihr Körper erbehte, als wenn ihn der Frost schüttelte, dann bin ich schon schuldig, furchtbar schuldig! Wenn ich allein an allem schuld wäre! Wenn meine Liebe dagewesen wäre, ehe er mich geliebt! Wenn ich ihn erst zu mir herübergezogen hätte! Nein, ich habe nichts gethan — und ihr Troß bäumte sich auf — ich hab' ihn nicht gesucht. Ich hab' ihn gemieden wo ich konnte! Aber

sie haben uns zusammen getrieben, Cilli selbst. Der Zufall hat uns begünstigt, und nun ist's über mich gekommen, ehe ich's noch wußte, ehe ich mich noch mit ganzer Kraft dagegen wehren konnte. Ich konnte ihn auch heut Abend, halbtot vor Angst, nicht von mir stoßen, ihn nicht zum Dank noch schlecht behandeln.
